Aus: Zeitung Nr. 50, August 2025

Ti Liu-Madl

Selbstentmächtigung und Selbstermächtigung des Analytikers/der Analytikerin

(Vortrag bei den Sigm.-Freud-Vorlesungen in Wien am 8.11.2024 und im SAP am 31.3.2025)[1]

In ihrer Ausbildung eignen sich die angehenden PsychoanalytikerInnen nicht nur theoretisches Wissen an, sondern verinnerlichen auch ihre Berufsideale und Über-Ich-Ansprüche, die eine gewisse Eindeutigkeit in sich bergen. Zugleich ist die analytische Arbeit durch immerwährende Beweglichkeit gekennzeichnet – ein ständiges Oszillieren zwischen gegensätzlichen oder gar widersprüchlichen Anforderungen. In welchem Verhältnis stehen die eindeutigen Ge- und Verbote der Beweglichkeit zur analytischen Arbeit, vor allem wenn die realtypische Praxis von der idealtypischen abweicht? Kann die durch die Abweichung ausgelöste Schuld, Scham sowie Angst in der Analytikerin Widerstände gegen die eigene analytische Haltung auslösen? Gefährden gar die Sicherheit und Gewissheit, welche Theorie und Idealvorstellungen bieten, in manchen Situationen die analytische Arbeit? Die heutige Suche nach Antworten auf all diese Fragen beginnt mit einem von Erika Krejci publizierten Supervisionsfall.

> Eine Patientin hatte ihre Analytikerin am Ende einer Stunde kurz vor den Sommerferien verschmitzt-verschämt um 5 Euro für ein Eis gebeten, weil sie kein Geld bei sich habe, und diese hatte es ihr gegeben, weil sie nicht wusste, wie sie die Bitte hätte abschlagen können, ohne die Patientin zu brüskieren. Die Analytikerin hat in der darauffolgenden Stunde, in der die Patientin das Geld zurückgab, den Versuch gemacht, mit ihr darüber zu sprechen und die Bedeutung in dem beidseitigen Agieren zu finden. Sie sagte: „Ich bin ganz konkret zu einer mütterlichen Figur geworden." Die Patientin fühlte sich kritisiert und beschämt, als hätte sie etwas falsch gemacht. „Darf man nicht spontan sein?", fragte sie. „Das ganze Theater jetzt wegen 5 Euro! Ich habe den Menschen und nicht die Therapeutin gefragt." Sie fühlte sich wie im Scheinwerferlicht und der Macht ihrer Analytikerin unterworfen […] (Krejci, 2011, 24)

[1] Veröffentlicht in: Gross R., Schlüter S. (Hg): „Macht. Psychoanalytische Betrachtungen". Sigmund-Freud-Vorlesungen 2024. Brandes & Apsel 2025

Nun, wie können wir das Scheitern des gemeinsamen Nachdenkens verstehen? Krejci interpretiert: „Man sieht hier einen jähen Wechsel der Übertragungsgefühle, als die Analytikerin den Versuch macht, mit der Patientin über das gemeinsame Agieren nachzudenken und ein Bewusstsein für das Geschehene zu wecken. Dadurch scheint sie aus einem ‚guten' urplötzlich zu einem ‚bösen', mächtigen und bedrohlichen Objekt geworden zu sein" (a.a.O., 25). Ist es möglich, dass diese Interpretation zu einseitig ist?

Von Krejci erfahren wir, dass die Analytikerin zwischen den beiden Stunden „sehr mit dem Gefühl zu tun gehabt" hatte, „sie hätte etwas falsch gemacht, und dass sie zwischen den beiden Stunden für sich Unsicherheit, Zweifel und Schuldgefühle über ihr Verhalten und ihr Vorgehen klären musste, bevor sie ihr Gleichgewicht wiederhergestellt hatte" (ebd.). Dies kann – so Krejci – als „Verdauungsarbeit" einer „projektiven Identifizierung und eine Wiedergewinnung von Distanz und Dreidimensionalität" verstanden werden. Ich habe hier meine Zweifel, dass die Analytikerin mit ihrer Distanziertheit gleichsam die „Dreidimensionalität" wiedergewonnen hat.

Hübner macht uns darauf aufmerksam, dass das gemeinsame Nachdenken auch anders eingeleitet werden kann: Die Analytikerin könnte ihre Patientin fragen, wie sie es erlebt hat, fünf Euro zu bekommen (Hübner, 2012, 19). Ihr Versuch wird durch ihre Anrede „Ich bin ganz konkret eine mütterliche Figur geworden" durchkreuzt. In dieser Anrede ist eine Distanziertheit der Analytikerin gegenüber der Patientin, aber vor allem gegenüber sich selbst deutlich wahrnehmbar. Ich vermute, dass das Scheitern mit dieser Distanziertheit zu tun hat. Nun, gegenüber welchem Teil ihres Selbst versucht sich die Analytikerin zu distanzieren, und warum ist dies für sie notwendig?

Hübner bringt die Distanziertheit im Sinne eines Sich-Abwendens von der Realität in der analytischen Situation mit der Anerkennung als deren Gegenbewegung – im Sinne von Sich-Zuwenden – in Zusammenhang. Bewusst möchte die Analytikerin über das Geschehnis sprechen. Was hindert sie, trotz dieses Wollens die Realität im Sinne von gemeinsamem Agieren anzuerkennen? Dieser Widerspruch weist auf einen Konflikt in ihr selbst hin. Was ist das, was sie nicht anerkennen will? Eine Form des Nicht-Anerkennens ist Verleugnung, die nach Thomä das Hauptproblem des illusionären Ideals darstellt. Weil es unmöglich ist, die Gebote zu erfüllen, verstößt man ständig gegen die selbst auferlegten Regeln. Angesichts des mächtigen Ideals muss der Regelverstoß wiederum verleugnet werden (Thomä, 1999, 858).

Wenn wir mit Thomä davon ausgehen, dass das durch den Regelverstoß ausgelöste Schuldgefühl der Grund sei, warum die Analytikerin es nötig hat, sich von der Realität abzuwenden, frage ich nun: Gegen welche Regel hat die Analytikerin verstoßen und wie könnte ihre verinnerlichte Regel lauten? Von ihrer Supervisorin Krejci lesen wir Folgendes über den Rahmen der analytischen Arbeit:

> Die beiden „Spieler" des analytischen „Spiels" bewegen sich […] nicht wie beim Schachspiel in einer im Prinzip gleichen, symmetrischen Weise. Wenn dies geschieht – der Analytiker reagiert direkt und unreflektiert auf „die Züge" seines

> Patienten – dann ist etwas in der analytischen Beziehung kollabiert. Der Analytiker „fällt aus dem Rahmen“ […] Dem Analytiker ist es nicht erlaubt seine Funktion zu verlassen und sich „einfach als Mensch“ zu verstehen und zu äußern. (Krejci, 2009, 401)

„Kollabiert“, das ist ein strenges Urteil. Eine Katastrophe ist passiert, nämlich der Zusammenbruch des Rahmens. Die Analytikerin hat als „Hüterin des Rahmens“ fundamental versagt. Jetzt fällt sie aus dem Rahmen. Wenn wir aus dem Rahmen fallen, wohin fallen wir? Für Pflichthofer ist die Antwort eindeutig: ins Jenseits der analytischen Gemeinschaft. „Bereits während meiner Ausbildung begleitete uns die Angst, unsere Fallvorstellungen könnten mit dem Attribut ‚unanalytisch‘ belegt werden; – das Ausschlusskriterium schlechthin. Wer ‚unanalytisch‘ ist, gehört nicht mehr dazu.“ (Pflichthofer, 2011, 34) Was hier verdeutlicht wird, ist, dass sich der Rahmen nicht nur im Außen, zwischen der Analytikerin und ihrer Patientin befindet, sondern auch im Inneren der Analytikerin vorhanden ist. Ein kollektiver Rahmen, der ihre professionelle Identität schützt. Die Analytikerin ist auf diesen inneren Rahmen angewiesen, um sich sicher zu fühlen.

Nach Zwiebel lösen die drei grundlegenden Charakteristika des analytischen Berufs – die Unsicherheit in professionellen Situationen, die Legierung von offiziellen und privaten Theorien sowie der theoretische Pluralismus – beim „Analytiker Ungewissheit, Diffusität und nicht-auflösbare Spannung aus“. Dies führt wiederum „zu einer dogmatischen, normativen und reduktionistischen Haltung“, welche „um die Polarität von ‚analytisch – nicht-analytisch‘ kreist“ (Zwiebel, 2011, 9-10). In diesem Sinne können wir die normativen und dogmatischen Haltungen in der analytischen Gemeinschaft als Reaktionsbildung ansehen. Eine starre Strenge aufgrund von Unsicherheit. Diese wertende Betrachtung in Bezug auf die analytische Tätigkeit – so Zwiebel – sei „verfehlt und höchst problematisch“. Er schlägt vor, die Frage anders zu stellen, nämlich: Wie professionell sind wir in unserer Arbeit? Dazu sei es nötig, die Professionalität detailliert zu definieren (ebd.). Also weg von einer wertenden Pauschaliertheit hin zu mehr Differenziertheit bezüglich der analytischen Professionalität und der Kompetenzen. In Zwiebels Arbeitsmodell besteht die analytische Professionalität aus fünf Bereichen: der analytischen Position, der selbstreflexiven Funktion, der problematischen Situation, der Transformation der problematischen Situation und der phobischen Position (Zwiebel, 2018).

Es ist bemerkenswert, dass in diesem Modell zwei der insgesamt fünf Arbeitsbereiche Abweichungen vom Idealbild beinhalten, was es heißt, eine gute Psychoanalytikerin zu sein. Analog dazu steht die Störungsanfälligkeit der analytischen Haltung überhaupt im Zentrum dieses Arbeitsmodells. Zwiebel schreibt: „Diese generelle Störbarkeit ist allerdings nicht Ausdruck mangelnder Kompetenz oder Professionalität, sondern gleichsam konstitutiv für die analytische Arbeit.“ Darum ist es notwendig, die

„problematischen Situationen“, auch wenn sie „nicht erwünscht“ sind, „zuzulassen, wahrzunehmen, zu tolerieren und […] schließlich zu transformieren“ (Zwiebel, 2018, 107). Das ist eine beunruhigende Erkenntnis – die inhärente Störung ist demnach fester Bestandteil der psychoanalytischen Arbeit und damit nicht auszurotten. Eine Psychoanalytikerin zu sein, bedeutet demnach, immer wieder mit der eigenen „Unerwünschtheit“ zu Rande zu kommen. Zu Rande kommen heißt für Zwiebel „zulassen, wahrnehmen, tolerieren und transformieren“. Damit stolpern wir zum zweiten Mal über die Wortgruppe sich zuwenden, wahrhaben, anerkennen. Der Gegenstand der zugewandten Wahrnehmungseinstellung gewinnt hier jedoch an Kontur. Es ist nicht irgendeine Realität in einer analytischen Situation, sondern die eigene Unerwünschtheit der Analytikerin.

Da es um Widerwillen und eigene Unerwünschtheit geht, ist zu erwarten, dass bei der Analytikerin Widerstand auftritt. Nun gerate ich in eine schwierige Situation. Ich möchte erkennen, warum ich diesen in meiner Arbeit immer wieder *nicht* erkennen kann. Außerdem ist der eigene Widerstand eine Art Gespenst, das man nie frontal erblicken und einfangen kann, die Annäherung gelingt eher durch Folgen hinterlassener Spuren. Welchen Spuren folge ich nun? Am sichersten – so meine Erfahrung aus der eigenen analytischen Arbeit – dort, wo Zerrissenheit, Verwirrung und Widersprüchlichkeit sichtbar werden.

Eine Zerrissenheit stellte Treurniet fest:

> Einerseits hat die Toleranz gegenüber und das Interesse an der intensiven persönlichen Teilnahme des Analytikers an der klinischen Arbeit einen immer größeren Platz in unserem Denken über den analytischen Prozess und über die analytische Technik eingenommen. Andererseits halten wir noch immer an einem Bild fest, wonach der Analysand so weit wie möglich von einem bestimmten Feld ferngehalten werden muss, um ihn vor Ansteckung durch die persönliche Psychologie des Analytikers zu schützen. (Treurniet, 1996, 19)

Demnach ist das Unerwünschte im Feld der „persönlichen Teilnahme des Analytikers an der klinischen Arbeit“ zu suchen. Die Zerrissenheit tut sich zwischen theoretischem Anerkennen und „Festhalten an einem veralteten Bild“ in der Praxis auf. Sie spiegelt sich im Spannungsfeld zwischen dem klassischen, monopolaren Modell der analytischen Arbeit und dem postklassischen, bipolaren Modell wider. Bei Ersterem geht man davon aus, dass der analytische Prozess – sofern die Analytikerin methodisch korrekt bleibt – sich aus den intrapsychischen Bedingungen des Analysanden heraus entfaltet. Nach dem postklassischen Modell hingegen bringen beide Partner der analytischen Situation mit unterschiedlichen Gewichtungen die Phänomene des klinischen Prozesses im Sinne einer Ko-Kreation hervor (Zwiebel, 2004, 838). Der Widerspruch zwischen theoretischem Ankennen und praktischem Ignorieren in diesem Spannungsfeld wurzelt – so Zwiebel – in der „Kluft zwischen idealer und realer psychoanalytischer Praxis“, also die „Vorstellungen wie die analytische Situation sich gestalten […] sollte, und wie sie sich in der Regel tatsächlich gestaltet“ (a.a.O., 841). Dahinter stehen „erhebliche Widerstände“ gegen das bipolare Modell, weil dieses „den Aspekt der unvermeidlichen Verstrickung,

des Mitleids und der Begrenztheit des Analytikers betont, das einem immer wieder oder noch wirksamen Ideal von analytischer Professionalität widerspricht“ (a.a.O., 839). Kläui nähert sich dem Widerstand der Analytikerin von der Seite des Zuhörens. Er beobachtet einen „Widerstand, wirklich das zu hören, was uns mitgeteilt wird“. – „In solchen Situationen“, schreibt er, sind wir „auf ein Konzept, auf eine Interpretation, auf ein Verständnis festgelegt. […] wir müssen das zuerst merken und uns davon frei machen, um die Ohren wieder offen zu haben.“ (Kläui, 2015, 189)

Fassen wir zusammen: Der Widerstand hat mit dem Wunsch zu tun, einem Idealbild zu entsprechen, welches viel souveräner und autonomer als die Realität ist. Die Kluft zwischen Ideal und Real löst in der Analytikerin einen reflexartigen Widerstand aus, welcher sich u.a. im Festhalten an Theorie und Konzept manifestiert. Festhalten ist interessant, weil es auf eine Unsicherheit hindeutet. Theorie und Konzept bieten in dieser Situation einen Rahmen, der der Analytikerin ein Mehr an Sicherheit bietet. Auf den Punkt gebracht, der Widerstand wurzelt – zumindest teilweise – in unserem Wunsch, gut zu arbeiten sowie in dem Bedürfnis, uns sicher zu fühlen.

Die bisherige Entwicklung der Psychoanalyse hat uns jedoch gezeigt, dass die Purifizierung der eigenen Wünsche und Bedürfnisse ein illusionäres Ideal ist. Als professionellen Umgang mit der eigenen Wunschdynamik schlägt Zwiebel deshalb vor, zwischen Wünschen und Wünsche-Beobachten als zwei Gegenpolen zu oszillieren und Wünsche, die sich in Form von Vorstellungen, Phantasien und Emotionen zeigen, als Übertragung und Gegenübertragung aufzufassen. Damit sind die auftauchenden Wünsche nicht nur Ausdruck unerwünschter Restneurosen der Analytikerin und das „verunreinigende Element“ in ihrer Wahrnehmung, sondern als Material des bipersonalen Arbeitsfeldes nutzbar. Auf der Ebene der verinnerlichten Über-Ich-Ansprüche und Ideale bedeutet dies, dass man sich für seine Wünsche nicht verurteilen oder gar schämen muss. Wichtig ist nur, dass man eine beobachtende Haltung gegenüber eigenen Wünschen aufrechterhält. Weil jedoch Wünsche nach Realisierung drängen, so Zwiebel, sei es notwendig, zwischen der „Wahrnehmung der eigenen Wünsche und der Wunscherfüllung zu unterscheiden“ (Zwiebel, 2017, 134).

Das ist eine wichtige Unterscheidung. Die Wahrnehmung der Wünsche bedeutet, die Vorstellung in der Analytikerin bewusst werden zu lassen und diese in der Schwebe zu halten. Das ist ungefährlich und klingt gar nach Kompetenz. Aber die Realisierung eigener Wünsche? Wenig überraschend tritt just an dieser Stelle erneut eine Zerrissenheit auf, ein Riss zwischen Wahrnehmen und Realisieren. „Wir halten offensichtlich an einer Theorie fest“, bemerkt Treurniet verwirrt, „in welcher der veraltete Gesichtspunkt vorherrscht, dass das Bewusstsein persönlicher affektiver Motive des Analytikers technisch sehr brauchbar, während sie auszudrücken, in welcher Aktionsform auch immer, schädlich ist.“ (Treurniet, 1996, 19) Genau diese Zerrissenheit ist nach Treurniet dafür verantwortlich, dass sich AnalytikerInnen ihrer Gegenübertragungsgefühle schämen. Nun tritt unerwartet eine zweite Ebene des Unerwünschten in Erscheinung. Es geht nicht nur darum, persönlich in der analytischen Arbeit zu *sein*, sondern dieses Persönlich-Sein auch zu *zeigen*.

Der Grund für diese innere Zerrissenheit sieht Treurniet in einer veralteten Konzeption, nämlich dass Handeln und Denken einander ausschließende Alternativen sind (a.a.O., 14). „Der klassischen Theorie zufolge müssen die Triebfedern in Gestalt der Phantasie analysiert werden können, und das sei nicht möglich, solange agiert werde." Eine Vorstellung, die uns in „Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten" (Freud, 1914g) bildmächtig eingeprägt worden ist. Die Analyse hat es zum Ziel, das Wiederholende zum Erinnern zu verwandeln, was gleichbedeutend ist damit, das unbewusste Handeln durch Symbolisierung in die bewusste Vorstellungswelt zu integrieren. Wir können hier zwei Assoziationsketten polarer Entitäten festhalten: Denken vs. Handeln, Vorstellung vs. Taten, unsichtbar im Inneren der Analytikerin vs. öffentlich im analytischen Raum, Aushalten vs. Abführen und letztendlich Bewusstes vs. Unbewusste. Ich vermute, dass Analytikerin und Analytiker in der analytischen Situation dem Wirken ihres Unbewussten ausgesetzt sind, dies auch noch vor den Augen ihres Analysanden, was somit ein mächtiger Grund ist, dass wir uns schämen. Aber das ist jetzt nur eine vage Vermutung. Da diese Vermutung aber noch zu unausgereift und isoliert in meinem Denken umherirrt, muss ich zunächst einer handfesteren Spur folgen, nämlich jener des Gegensatzpaares Aushalten vs. Abführen.

Abführen aufseiten der Analytikerin, das löst in uns ein reflexartiges Naserümpfen aus. Wenn jemand darin geschult ist, ausreichend gut auf Triebabfuhr zu verzichten, dann sind wir das. Demnach ist die Analytikerin ein „Super-Container" mit einem leistungsstarken internen Klärungssystem. Der Container ist natürlich ein jüngeres Baujahr. Es gibt aber noch ein älteres Modell, nämlich Freuds Konzept des psychischen Apparats, präziser, der psychische Reizverlauf im Reflexbogen. In Freuds Konzeption werden die afferenten Reize zentral verarbeitet, bevor sie zur efferenten Abfuhr gelangen können (a.a.O., 15). Die Analytikerin und der Analytiker ist demnach jemand, die oder der geübt sein sollte, die afferenten Reize – z.B. Beta-Elemente – in sich zu „containen" und zu verdauen, um sie dann als sinnvolle Bedeutungen in Form von Deutung dem Patienten zurückzugeben. Ausagieren ist demnach ein Scheitern dieser inneren Arbeit. Treurniet sieht hier auch die Quelle des Ideals; das Unbewusste kann „bewusst werden, ohne dass irgendein Ausdruck von Aktivität stattgefunden hätte" (ebd.). Das widerspricht aber einer allgemein anerkannten Erkenntnis, nämlich dass „das Sichbewusstsein der emotionalen Reaktionen notwendigerweise immer auf die Übersetzung dieser Reaktionen in eine Handlung folgt" (a.a.O., 18). Auf den Punkt gebracht heißt dies, wir schämen uns, obwohl wir wissen, dass wir eigentlich gar nicht anders können! Wir klammern uns an ein Ideal, obwohl wir wissen, dass es illusionär ist. Was ist das für ein Widerspruch? Da dieses Problem in der Kluft zwischen Wissen und Tun liegt, wird spätestens hier klar, dass das Wissen allein uns nur in eine Sackgasse führen kann. Deshalb nähere ich mich diesem Rätsel von der anderen Seite der Kluft an, nämlich von den Taten her, und frage mich, was passiert, wenn diese innere Arbeit nicht vollständig gelingt und einige efferente Reize in die Motorik abgeführt werden?

„Der Container“, schreibt Pflichthofer, „der Risse aufweist oder löchrig, durchlässig und inkontinent ist, gilt als ‚schlecht‘. Er erfüllt seine Funktion nicht […] Die Scham, so ‚verwundbar‘ zu sein, kann dazu führen, dass wir den Patienten dafür verantwortlich machen, ganz nach dem Prinzip: Einer muss doch schuld sein – ich nicht.“ (Pflichthofer, 2007, 360) Genau das ist meiner Meinung nach in dieser Fallvignette passiert. Die Analytikerin fühlte sich nach dem gemeinsamen Enactment schuldig und schämt sich dafür, aus dem Rahmen gefallen zu sein. Diesen von ihrem verinnerlichten Über-Ich ausgehenden Vorwurf hat sie – ohne sich dessen bewusst zu sein – an die Patientin weitergegeben. Der Vorwurf kam bei der Patientin an. Sie reagierte mit Schuld- und Schamgefühl. In ihrer Frage „Darf man nicht spontan sein?“ drückt sie – ohne sich dessen bewusst zu sein – ihre Empörung aus, die Hübner treffend umschreibt: „Ich empöre mich, weil Sie mich für Ihren Fehler verantwortlich machen wollen […]“ (Hübner, 2012, 20). Auch die Aussage der Patientin „Ich habe den Menschen und nicht die Therapeutin gefragt“, finde ich erfrischend. Sie hat scharfsinnig nicht nur die dichotome Aufteilung, nämlich Analytikerin als Person vs. Funktion, sondern auch den abrupten Seitenwechsel der Analytikerin von der Person, die ihr 5 Euro für ein Eis gab, zur Funktion einer rein objektiven, sozusagen exterritorialen Deutenden erkannt. Dieser Wechsel von Person zu Funktion, wegen dessen abrupten und unflexiblen Charakters auffällig, ist meiner Meinung nach eine defensive Bewegung in der Analytikerin selbst, um die Wahrnehmung der durch den Regelverstoß ausgelösten Schuld, Scham und Angst abzuwehren. Sie konnte die damit einhergehende Spannung nicht aushalten und hat sie durch die scheinbar korrekte Ausführung einer Funktion in einer Art Pseudo-Dreidimensionalität abgeführt.

Wenn wir die Transformation einer problematischen Inszenierung, die Gegenübertragungsphänomene impliziert, in mehrere Schritte zerlegen, dann steht an erster Stelle nicht das Erkennen der unbewussten Bedeutung. Da das Sichtbarwerden der eigenen persönlichen Unerwünschtheit in uns Scham und damit ein reflexartiges Sich-Verstecken auslöst, gilt es zunächst, sich dieses reflexartigen Abwendens in uns gewahr zu werden. Die damit verbundene innere Arbeit ist meiner Meinung nach vor allem eine quantitative Arbeit. Mit Freuds triebtheoretischem Begriff gesprochen, geht es hier nicht um Erkennen der unbewussten Vorstellungsrepräsentanz, sondern um das Aushalten des Affektbetrags. Dieses Aushalten ermöglicht das Entstehen eines inneren Raumes, der sowohl eine zeitliche als auch eine räumliche Dimension hat. Aus zeitlicher Perspektive bremst das Aushalten durch eine Verlangsamung den Drang, eine sofortige Lösung zu finden; in räumlicher Hinsicht vollzieht sich das Oszillieren zwischen Person und Funktion nicht in einem abrupten, schneidenden Entweder-oder-Modus im Sinne einer Transzendenz der persönlichen Unerwünschten. Stattdessen macht es einem elastischeren Sowohl-als-auch-Modus Platz, und zwar in dem Sinne, sich selbst als Person anzuerkennen, die Funktionen ausübt.

Das Erkennen des eigenen Widerstandes ist Voraussetzung für die Übernahme von Verantwortung für das eigene Gegenübertragungsenactment. Dieses Verantworten beinhaltet auch innere Arbeit, deren Hauptteil laut Pflichthofer darin besteht, den Grund der eigenen Verletzung nicht dem Patienten zuzuschreiben. Sollte dies gelingen, wird dem

„Container“ erst eine ehrliche Auseinandersetzung mit eigenem Verletztsein möglich. Diese Auseinandersetzung bedeutet – so Pflichthofer –, sich vom illusionären „Ideal zu verabschieden und dennoch Verantwortung dafür zu übernehmen“ (Pflichthofer, 2007, 360).

Was hier angesprochen wird, sind meiner Meinung nach zwei wichtige Aspekte. Erstens, dass ein Konflikt im analytischen Raum nicht nur im Außen zwischen zwei Personen, sondern auch im Innern der Analytikerin zu sehen ist. Mit dem Anerkennen des inneren Konfliktes manövriert die Analytikerin sich nicht nur aus einer reflexartigen Schulddynamik, sondern gelangt – das ist der zweite Aspekt – von einer Passiven, der etwas widerfahren ist, in eine aktivere Position. Dieses Aktivsein ist aber nicht gleichzusetzen mit einer Aktivität, sei es Verstehen, Erkennen oder gar Deuten, sondern ein viel subtileres, daher anspruchsvolleres Aktivsein, nämlich dem nicht Einzuordnenden und Unerwünschten nicht auszuweichen, sondern sich ihm zuzuwenden bzw. sich dem reflexartigen Ausweichen zuzuwenden.

Das Verantworten bedeutet eine Selbstentmächtigung der Analytikerin gegenüber ihren Patienten. Denn damit findet ein Machtausgleich des analytischen Paares statt. Sowohl die Position der „naiven Patienten“ als auch jene der Analytikerin als mysteriös deutendes Orakel werden mit der öffentlichen Übernahme der Verantwortung für ihre psychische Realität relativiert. Die Analytikerin ist nicht mehr die überlegene Wissensautorität, die unfehlbar und unverletzbar die Realität im analytischen Raum bestimmt. Sie ist vielmehr eine Person, die ihre Arbeit zwar gut machen will, aber dennoch widerwillig etwas Unerwünschtes tut; eine Person mit blinden Flecken, die aber dazu steht. Indem die Analytikerin ihre Verhaltens- und Funktionsweisen zu einem legitimen Gegenstand der gemeinsamen Untersuchung macht, erkennt sie ihre Patienten als gleichberechtigter Forschungspartner an.

Das ist meiner Meinung nach die technische Konsequenz der von Treurniet formulierten neuen Ethik, nämlich Offenheit und nicht-symmetrische Gleichwertigkeit (Treurniet, 1996). Das Nicht-Symmetrische beinhaltet auch eine Symmetrie. Sowohl die Analytikerin als auch ihre Patientin sind im analytischen Raum dem Wirken ihres je eigenen Unbewussten ausgesetzt. Um der Wahrheit näherzukommen, vermitteln beide ihre psychische Realität. Dies impliziert, der Kluft ihres Subjektseins nicht auszuweichen. Das Nicht-Symmetrische wird durch das Ziel des gemeinsamen Unternehmens und die sich daraus ergebenden unterschiedlichen Funktionen definiert. Während die Analysandin ihre psychische Realität vermittelt, um ihre eigene Selbstbewusstheit zu erhöhen, vermittelt die Analytikerin ihre Realität und teilt diese ihrer Patientin selektiv mit, um die Selbstbewusstheit der anderen Person zu erweitern.

Dieses Verantworten ist zugleich eine Selbstermächtigung gegenüber theoretischen Konzepten, technischen Regeln, verinnerlichten Idealvorstellungen sowie Über-Ich-Anforderungen. Denn das Verantworten beinhaltet nicht nur ein Anerkennen der eigenen Unzulänglichkeit, sondern auch ein Standhalten gegen die innere Verurteilung. Standhalten bedeutet – wie Pflichthofer vorschlägt –, „sich […] als Mensch mit […] Ängsten und Begrenztheiten anzuerkennen, ohne sich a priori dafür verurteilen zu müssen“

(Pflichthofer, 2007, 360). Die Betonung liegt hier auf „nicht a priori“. Darin erkenne ich drei Aspekte. Der erste ist eine Frage der Einstellung. Wenn wir anerkennen, dass wir Ideale haben und immer wieder davon abweichen werden, dass diese unerwünschte Abweichung aber als Material für die analytische Arbeit genutzt werden kann, dann fällt das innere Urteil gegen die Abweichung vermutlich weniger vernichtend aus, sodass die Scham, Schuld und Angst leichter auszuhalten sind. Zweitens, wenn die Abweichung als Ausdruck des Spezifischen der jeweiligen analytischen Situation anerkannt wird, dann wird die Bedeutung der Theorie und der technischen Regeln als Gesetze, denen man sich zu unterwerfen hat, relativiert. Stattdessen erlaubt sich die Analytikerin und der Analytiker einen flexibleren Umgang mit ihnen in dem Sinne, dass sie die Anwendbarkeit des Gesetzes für die aktuelle Situation überprüfen, ob „das, was durch das Gesetz ermöglicht werden soll, auch wirklich dadurch ermöglicht werden kann“ (Pflichthofer, 2011, 40). Damit wird ein Selbstautorisierungsprozess in Gang gesetzt, womit wir beim dritten Aspekt angelangt sind. Die Selbstautorisierung schützt uns nicht vor unserem inneren Konflikt, dass wir nämlich nie sicher sein können, ob unsere Entscheidung in einer gegebenen Situation richtig oder falsch ist. Und zwar deshalb nicht, weil wir eine Entscheidung treffen, die die Psyche eines anderen betrifft, die wir bestenfalls erahnen, aber nie sicher wissen können; weil wir eine Entscheidung jetzt treffen, deren Wirkung sich aber erst in Zukunft zeigen wird; und schließlich, weil wir immer dem Wirken unseres eigenen Unbewussten ausgesetzt sind. Eine Gegebenheit, die man mit Kläui als strukturellen Mangel des Analytikerseins bezeichnen kann (Kläui, 2015). Die Selbstautorisierung ermöglicht uns jedoch, die Verantwortung für den möglichen Fehler zu übernehmen und es dennoch zu wagen, uns dem auszusetzen, was im analytischen Raum wirklich geschieht. Die besorgte Frage, wohin die Selbstautorisierung führt, ist meines Erachtens überflüssig, denn die Unerwünschtheit des Aus-dem-Rahmen-Fallens ist selbst ein Regulativ, das der Selbstautorisierung eine Grenze setzt und eine grobe Rahmenverletzung verhindert.

Ich vermute, dass das wiederholte Überleben des eigenen widerwilligen „Aus-dem-Rahmen-Fallens“ und der damit einhergehenden Furcht vor dem Zusammenbruch sowie das erneute Erleben, dass das „Herausgefallene“ durch einen im Nachhinein errichteten Rahmen wieder eingefangen und als Material für das Vorantreiben des analytischen Prozesses genutzt werden kann und schließlich, dass man sich über dieses Herausfallen und Wiederhereinholen in einer ehrlichen, offenen Atmosphäre mit Kollegen austauschen kann – dass all dies zu einem organischen Wachstum an Sicherheit bei den AnalytikerInnen führen kann. Diese Sicherheit erlaubt es uns, weniger auf den verinnerlichten äußeren Rahmen – sei es Theorie, technische Regel oder Zugehörigkeit zu einer Gruppierung – als sicherheitsstiftendes Element angewiesen zu sein. Diese Sicherheit, die Parsons als „inneres Setting“ bezeichnet (Parsons, 2008), bietet uns einen Spielraum, in dem wir sicherer, flexibler und letztendlich kreativer mit unseren persönlichen Abweichungen umgehen können.

Literatur

Freud, Sigmund (1914g): Weitere Ratschläge zur Technik der Psychoanalyse: II. Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten. GW X, 126–136.

Hüber, Wulf (2012): Diesseits der Deutung: Berühren, verführen, anerkennen. Psyche – Z. Psychoanal. 66A/1, 1–33.

Kläui, Christian (2015): Psychoanalytisches Arbeiten: Für eine Theorie der Praxis. Göttingen: Hogrefe, 3. Aufl.

Krejci, Erika (2009): Die Funktionen des Rahmens der psychoanalytischen Situation. ZpTP 24/4, 399–415.

Krejci, Erika (2011): Zur Relevanz von Freuds „Ichspaltung im Abwehrvorgang" als Brückenkonzept für die Erweiterung des Neurosenmodells der Psychoanalyse. Psyche – Z. Psychoanal 65/1, 1–29.

Parsons, Michael (2008): Vorstoß ins Sprachlose: Das innere analytische Setting und das Zuhören jenseits der Gegenübertragung. In: Junkers, Gabriele et al. (Hg.): Vorstoß ins Sprachlose. Ausgewählte Beiträge aus dem international Journal of Psychoanalysis 3. Tübingen: Edition Diskord, 68–91.

Pflichthofer, Diana (2007): Die verwundbare Analytikerin. Traumatische Erfahrungen in der psychoanalytischen Beziehung. Forum der Psychoanalyse 23/4, 343–363.

Pflichthofer, Diana (2011): Zwischen Gesetz und Freiheit. Die Suche nach dem Rahmen und dem Objekt. Psyche – Z. Psychoanal. 65/1, 30–62.

Thomä, Helmut (1999): Zur Theorie und Praxis von Übertragung und Gegenübertragung im psychoanalytischen Pluralismus. Psyche – Z. Psychoanal. 53/9–10, 820–872.

Treurniet, Nikolaas (1996): Über eine Ethik der psychoanalytischen Technik. Psyche – Z. Psychoanal. 50/1, 1–31.

Zwiebel, Ralf (2004): Der Analytiker als Anderer: Überlegungen zum Einfluss der Person des Analytikers in der analytischen Praxis. Psyche – Z. Psychoanal 58/9–10, 836–868.

Zwiebel, Ralf (2011): Von der Angst, Psychoanalytiker zu sein. Unveröffentlichter Vortrag im Salzburger Arbeitskreis für Psychoanalyse, Zeitschrift des SAP, Heft 18, 2001, 5-31

Zwiebel, Ralf (2017): Was macht einen guten Psychoanalytiker aus? Grundelemente professioneller Psychotherapie. Stuttgart: Klett-Cotta, 3. Aufl.

Zwiebel, Ralf (2018): Von der Angst, Psychoanalytiker zu sein. Das Durcharbeiten der phobischen Position. Stuttgart: Klett-Cotta, 3. Aufl.